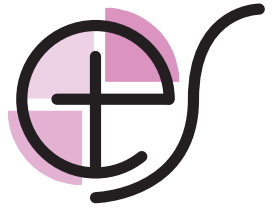


Evang. Sammlung in Württ. e.V.
Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“

E 47239

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



RUNDBRIEF 41

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

Der Arbeitskreis „Für eine missionarische Diakonie“
lädt am **Freitag 17. Oktober 2008 von 15 bis 19 Uhr**
herzlich ein ins
Pflegeheim Staigacker, Backnang

Dekan Dr. Heinz-Werner Neudorfer, Marbach

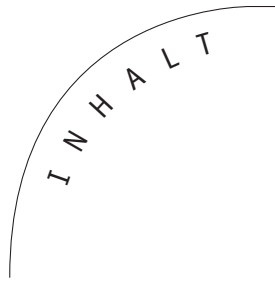
**„Auf gutem Grund
Diakonie in den Herausforderungen von
Gegenwart und Zukunft –
Gedanken zu mehr geistlicher Prägung
diakonischer Arbeit“**

Anmeldungen bei

Werner Volz
Kernerstr. 12, 74405 Gaildorf
Tel/Fax 07971
E-Mail: wernervolz@12move.de



Juni 2008



Evangelische Sammlung in Württemberg



Inhalt:

Jahresbericht des Vorsitzenden	<i>Werner Schmückle</i>	3
Geistlich immun? – Wie Hauptamtliche wieder Feuer fangen können	<i>Hanspeter Wolfsberger</i>	6
Pfarrerinnen und Pfarrer – von Gott geliebt, durch Jesus begnadigt, befreit zum Leben	<i>Albrecht Becker</i>	14
Die Begleitung von Theologiestudierenden am Beispiel des Albrecht-Bengel-Hauses Tübingen	<i>Rolf Sons</i>	19
Exerzitien im Alltag	<i>Alma Ulmer</i>	23
Die Bibel - eine Lebensmacht	<i>Johannes Kuhn</i>	28
Buchbesprechungen		32



Werner Schmückle

Jahresbericht des Vorsitzenden

Bericht des Vorsitzenden der
Evangelischen Sammlung in Württemberg bei der
Landesversammlung am 5. April 2008



1. Ein Blick auf unsere Evangelische Sammlung

Am Anfang soll in diesem Bericht ausdrücklich der Dank stehen, der Dank an unsere Geschäftsführerin Renate Klingler und unsern Rechner Günter Wohlfarth, die mit großem Engagement und großer Treue die Sache der Sammlung voranbringen.

Aus dem Landesvorstand verabschiedet haben wir Dr. Friedmann Eißler. Seine theologische und religionswissenschaftliche Kompetenz, die wir dankbar in Anspruch genommen haben, wird uns fehlen. Aber wir freuen uns auch mit ihm, dass er zur Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Berlin als Referent für Islam und interreligiösen Dialog berufen wurde und wünschen ihm für diese Aufgabe Weisheit und Gottes reichen Segen.

Man kommt allerdings schon ins Fragen, warum unsere Landeskirche, die selber die Stelle des Islambeauftragten zu besetzen hatte, jemand, der das notwendige rechte Maß zwischen Distanz und Nähe, zwischen Zuwendung im Dialog und kritischer Reflexion gegenüber dem Islam finden und wahren könnte, einfach ziehen lässt.

Blickt man auf die Arbeit der Sammlung, liegt der Hauptakzent in der Herausgabe des Rundbriefs, der allgemein ein gutes Echo findet.

Themen der Hefte waren im vergangenen Jahr: Nr.37: Sonntag – Ruhetag – freie Zeit; Nr. 38: Gemeindeleitung und Kirchenwahlen, dankbar waren wir, dass uns dazu der neue Theologische Dezernent der Landeskirche, Oberkirchenrat Dr. Ulrich Heckel einen Hauptartikel unter dem Thema: „Der Kirchengemeinderat als Gemeindeleitung“ geschrieben hat. Nr.39: Rituale – gestaltetes Kirchenjahr; Nr. 40: Wachsende Kirche in der Vorbereitung auf den Kongress am 10./11. April in Stuttgart.

Ein Thema der Evangelischen Sammlung ist auch die Rückbesinnung auf das lutherische Erbe. In einem kleinen Arbeitskreis beschäftigen wir uns mit der Theologie Martin Luthers mit Hilfe des schönen Lutherbuches von Oswald Bayer. Dankbar sind wir für die Arbeit des Arbeitskreises für eine missionarische Diakonie und des Forums missionarischer Frauen. Beides geschieht in Anlehnung an unsere Evangelische Sammlung. Die Ordnung der Sammlung und die Satzung des Vereins wollen wir in nächster Zeit den gegenwärtigen Gegebenheiten anpassen.

Wir danken all den Spendern, die unsere Arbeit ermöglichen. Allerdings nehmen auch wir einen Rückgang an Spenden wahr. Viele treue Freunde und Freundinnen der Evangelischen Sammlung werden älter oder sind bereits verstorben. Mein Vorgänger als Vorsitzender, Dekan Gerhard Greiner formulierte einmal: Wir tun unseren Dienst in der Sammlung solange, wie er von Freunden in unserem Land gewollt und finanziell getragen wird. Wir hoffen und wünschen, dass dies auch in Zukunft der Fall sein wird.

2. Kirchenwahl und neue Synode

Dankbar und froh sind wir, dass die Mitglieder des Landesvorstands, die in der vergangenen Synode waren und sich wieder zur Wahl gestellt haben, auch wieder gewählt wurden. Es sind: Dr. Christel Hausding, Pfarrer Andreas Schäffer, Inge Schneider, Pfarrer Hans Veit, Pfarrer Thomas Wingert und ich selber.

Wir freuen uns natürlich sehr, dass Dr. Christel Hausding mit hoher Zustimmung zur Präsidentin der neuen Synode gewählt wurde und wünschen ihr viel Kraft und Segen für diese Aufgabe. Inge Schneider wurde zur Vorsitzenden des ganz wichtigen Finanzausschusses gewählt. Mit Andreas Schäffer ist auch ein Vertreter der Evangelischen Sammlung in der Gesprächskreisleitung der Lebendigen Gemeinde.

Wir wollen in dieser Synode auch dazu beitragen, dass es zu einem konstruktiven und vertrauensvollen Miteinander mit den Gesprächskreisen „Evangelium und Kirche“ und „Kirche für morgen“ kommt.

Gerne werden wir ein solches Miteinander auch mit den Mitgliedern des Gesprächskreises „Offene Kirche“ praktizieren, falls diese das wünschen. Auf jeden Fall werden wir uns durch unsachliche Angriffe und Vorwürfe gegen die Lebendige Gemeinde im Blatt der Offenen Kirche nicht provozieren lassen, sondern eine geistlich geprägte Beziehung mit allen Synodalen suchen. Die Landessynode ist das geistliche Leitungsgremium unserer Kirche, in der niemand sich als Opposition gebärden kann, sondern in der die Synodalen mit dem Landesbischof und dem Oberkirchenrat zusammen dem Evangelium und dem Wohl unserer Kirche dienen sollen.

3. Wachsende Kirche und Einladung zum Glauben

Wir sind sehr froh, dass das Thema Wachsende Kirche in unserer Kirche breit aufgenommen wurde und nicht nur ein Thema der „schon immer des Missionierens und Evangelisierens verdächtigen“ Pietisten und Evangelikalen ist.

Das Programm des Kongresses am nächsten Wochenende (10./11.4.08) macht dies deutlich. Michael Herbst und Fulbert Steffensky werden da sein und ihre Interessenten finden.

Wenn wir über Wachsende Kirche nachdenken, dann gilt, was Dr. Johannes Zimmermann, der württembergische Vertreter am Institut für Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald so formuliert hat: „Wachsende Kirche“ geht nicht von einer „wir-können-sowieso-nichts-tun“-Mentalität aus, sondern von

Gottes Verheißung. Angesagt ist „verheißungsorientierte Gemeindeentwicklung“. Gottes Verheißung führt nicht zur Untätigkeit, vielmehr zielt sie auf unseren Glauben und unseren Gehorsam. Sie „proviziert“ Glauben und Gehorsam, ruft sie hervor. Unseren Gehorsam, der in einer liebevollen und phantasievollen Gemeindegemeinschaft sich auswirkt – zur Ehre Gottes und zum Wachstum seiner Gemeinde.“

Einen besonderen Akzent ist im Rahmen des Projekts Wachsende Kirche dadurch gesetzt, dass unsere Landeskirche beim Institut in Greifswald eine soziologische Studie zu der Frage, wie Menschen heute zum Glauben kommen, in Auftrag gegeben hat.

Eine entsprechende englische Studie hatte herausgefunden, dass für die meisten Menschen der Zugang zum Glauben ein fortwährender Prozess und keine plötzliche Erfahrung ist. Der Weg lässt sich so beschreiben: Ein Mensch kommt in Kontakt zu Christen, er schließt sich ihrer Gemeinschaft an und findet dann zum eigenen Glauben. Dazu gehören kommt also vor dem Glauben (belonging before believing). Die durchschnittliche Dauer dieses Prozess beträgt vier Jahre und die entscheidenden Bezugspersonen sind oft Familienangehörige oder Freunde.

Unter Aufnahme dieser Ergebnisse wird manchmal in der deutschen Diskussion die wichtige Arbeit mit Kleingruppen und in Glaubenskursen gegen die Formen der Veranstaltungsevangelisation (ProChrist, Zelt, Gemeindefest) ausgespielt. Das ist sicher falsch.

Persönliche und öffentliche Evangelisation brauchen und bedingen einander. Auch wenn der Weg zum Glauben als Prozess zu beschreiben ist, braucht es im Laufe dieses Prozesses Gelegenheiten, bei denen ein Mensch diesen Glauben festmachen kann. Evangelisationsveranstaltungen könnten dazu helfen, dass Menschen, die mit anderen Christen einen Weg gegangen sind, die Möglichkeit bekommen, einen letzten Schritt zu tun und ihren Glauben zu bekennen.

Die evangelistische Weitergabe des Glaubens darf sich nicht auf private oder innergemeindliche Räume beschränken. Der Glaube ist persönlich, aber nicht privat. Das Evangelium hat einen Öffentlichkeitsanspruch und will öffentlich bezeugt werden. Gilt es doch entsprechend der 6. These der Barmer Erklärung, „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“. Weil wir den Menschen diese Botschaft schuldig sind, braucht es die öffentliche Bezeugung des Evangeliums durch öffentliche Evangelisation.

Wachsende Kirche kann nur eine missionarische Kirche sein, die sich auch der Frage stellt, wie Menschen heute zum Glauben kommen, und die Kirchennahen und Kirchenfernen dazu mit viel Phantasie entsprechende Angebote macht.

Hanspeter Wolfsberger



Geistlich immun? - Wie Hauptamtliche wieder Feuer fangen können

Hanspeter Wolfsberger (58) ist Pfarrer der Evangelischen Landeskirche in Baden und leitet in Betberg (20 km südlich von Freiburg), zusammen mit seiner Kollegin Evelyn Häuser das Einkehrhaus „Haus der Besinnung“ (www.betberg.de)

Einer hat geschrieben: „Ich merke, wie ich immer unzufriedener werde. Ich habe unser Rede-Christentum so satt. Immer soll ich Reden halten über Gott, aber mir ist, als hätte ich gar nichts, wo ich es her nehmen könnte. Ich rette mich von einem Nichts ins andere. Auch beim Zuhören geht es mir so. Ich war neulich in B. und die Predigten von... waren sehr gut. Aber es hat mich fast gar nicht interessiert, nicht bewegt, nicht berührt. Ich bin wie abgestumpft, innerlich platt, wie nicht aufnahmefähig. Ich werte andere nach Äußerlichkeiten oder ob der Kollege in meine Schublade passt. Inhaltlich bin ich nach zwei Minuten weg vom Fenster, spätestens, wenn das Eingangsbeispiel vorüber ist und die Bibel dran kommt.“ Ein anderer sagte es öffentlich; „Ich würde nie wieder Pfarrer werden. Ich habe darüber mein geistliches Leben verloren.“

Des frommen Gelabers müde ...

Die folgenden Zeilen wollen manches – aber eines bestimmt nicht: Sie wollen niemandem zusätzliche Last auflegen. Sie sind viel mehr bestimmt von Anteilnahme. Ich nehme Anteil am Erleben so mancher Haupt- und Ehrenamtlicher, Leiter, Funktionäre und Mitarbeiter im christli-

chen Bereich – weil ich selber so einer bin. Ich kenne die oben beschriebene Unzufriedenheit aus eigenem Erleben, Und so versuche ich beim Schreiben solche vor mir zu sehen, die – wie ich – zeitweise der frommen Worte müde sind, „des frommen Gelabers“ überdrüssig. Ich sehe Kollegen vor mir, denen die nächtlichen (Alibi-Arbeits-)Stunden am PC auch noch die letzten Nischen vitalen Lebens weg gefressen haben, die auf die Frage nach ihrem Ergehen eine Art Mantra sprechen: „Im Moment ist es gerade ein bisschen viel ...“ – an Arbeit, Stress usw.. Solche Pfarrer und Pastoren sehe ich vor mir, die als Predigthörer dadurch auffallen, dass sie ausfallen oder allenfalls wertend hören können. Leute, an denen geistliche Aussagen ablaufen wie Wasser an der Fensterscheibe und von denen man in Einkehrhäusern oder bei Kommunitäten weiß: Sie finden in die Stille wahrscheinlich gar nicht hinein. Wenn sie denn überhaupt mal in solch ein „Haus der Stille“ kommen, dann werden sie dort statt einer persönlichen Einkehr irgendein Buch lesen, sie werden mitgebrachte Arbeit auf dem Notebook erledigen und froh sein, wenn ihr Handy ihre Unentbehrlichkeit verkündet.

„Ich bin halt kein Stille-Typ“ reicht ihnen als Begründung für ihre Unruhe. Die Erfahrung einer Hausfrau, die sich nach einem einfachen Gebetsspaziergang tief berührt zeigt, ist ihnen kaum zugänglich. Sie empfinden Fremdheit dabei und sie vermitteln diese selber. „Fremd“ kommt von „weit weg sein von etwas“ – und das ist der Eindruck, den sie bisweilen selber vermitteln: Da ist jemand bei manchen Themen weit weg. Vor allem bei Themen einer persönlichen Lebensgestaltung aus Quellen des Glaubens. Ein Kollege seufzte neulich über die Aggressivität, die ihm bei Pfarrkonventen entgegenschlägt, wenn es um die Praxis einer eigenen Spiritualität geht. Ein anderer empfindet: Deutsche Theologen und theologische Funktionäre leiden an einer enormen Selbstüberschätzung: Was sie nicht selber sagen oder erfunden haben, kann kaum richtig; sein. Und wieder einer fasst es so: „Wenn es um geistliches Leben geht, dann sind die Hauptamtlichen die schwierigste Gruppe. Sie können fast nicht hören. Sie ver-zwecken alles. Bedeutsam für sie ist nur, was sie für ihre nächste Predigt verwenden können.“

Das Leiden: Innere Unberührbarkeit

Frage: Ist das richtig beobachtet? Leiden viele hauptamtliche Pfarrer, Pastoren, Diakone beiderlei Geschlechts nicht nur an schlimmen Einsamkeiten, an Sprachlosigkeit über sich selbst, sondern auch an

einer im Berufsleben wachsenden inneren Unberührbarkeit gegenüber den „reichen Gütern seines Hauses“ (Psalm 36,9) – also an einer schleichenden Kontaktarmut gegenüber Gott? Ich frage: Kann man als Hauptamtlicher unempfindlich werden gegenüber dem Durst der eigenen Seele und gegenüber geistlichen Dingen? Kann man als (Quasi-)Profi im theologischen



Dienst in einen Zustand geraten, der einen „über Gott“ Reden halten lässt - ohne dass man noch merkt, was manche Zuhörer schon längst spüren: „Aus Gott reden“ wäre wohl anders? „Als aus Gott reden wir vor Gott, in Christus.“ (2. Korinther 2,17)? Fragt man Menschen in geistlichen Ämtern nach Ursachen für diesen Zustand - den die meisten übrigens bei Kollegen(!) sehr wohl schon bemerkt haben - so gibt es mancherlei Vermutungen:

- Die schier uferlose Arbeitserwartung an einen Pfarrer, sagen manche, lasse keine Zeit übrig für eine eigene spirituelle Praxis: z.B. für Gebet, für Hören auf Gott oder für Schritte einer lectio divina, wie sie für Luther unentbehrlich waren.
- Andere meinen: Der Erfolgsdruck aus den Gemeinden verderbe alles. Hatte ein Hauptamtlicher früher noch Hunger nach Gott, so nährt er sich im Dienst immer stärker von der Anerkennung durch Menschen. Wo einer früher die „Rechtfertigung des Gottlosen“ pries, da lebt er heute eine „Selbstrechtfertigung des Ruhelosen“.
- Oder ist dies eine Ursache: „Den Hauptgrund sehe ich in der Weigerung, mich Gott auszusetzen. Der damit verbundene oder befürchtete Machtverlust, das Gefühl, etwas aus der Hand geben zu müssen, ohnmächtig oder handlungsunfähig zu sein, das brems.“
- Oder ist es schlicht eine berufsbedingte Enttäuschung, die sich wie die Asche eines Vulkans auf alles Lebendige legen kann - Enttäuschung an Menschen, Enttäuschung an Gott, weil nach so viel „preisenden Reden“ über ihn so wenig sichtbar ist von ihm?

● Kardinal Lehmann schreibt: „Auch ein Theologe kann zum Atheisten werden, wenn er nicht versucht, ungekünstelt als Glaubender zu leben, wenn er nicht das Gespür fürs vitale Leben behält, wenn er nicht einfach und lernend bleibt in allen Dingen. Man kann nicht das Leben in der theologischen Retorte erzeugen und alles in Vernunft und Argumentation auflösen. Es ist schon eine teuflische Versuchung, sich mit den Dingen des Glaubens zu befassen indem man hauptsächlich darüber redet, sich aber dem Vollzug entfremdet. Es kann vorkommen, dass einer dies gar nicht merkt und nur immer bemüht in, die Dinge in äußerster Objektivität zu beherrschen.“ („Es ist Zeit, an Gott zu denken“, Herder Freiburg 2000)

Was könnte helfen?

Weil diese Frage sofort im Raum steht, wenn jemand die oben beschriebenen Aussagen macht, wollte ich diesen Artikel lange Zeit gar nicht schreiben. Denn wer bin ich, dass ich anderen Menschen mit ihrer je eigenen Lebens- und Glaubensgeschichte irgendwelche Ratschläge zu geben hätte?

Gleichzeitig berührt mich die Not in der Sache. Über dem Arbeiten auf frommen Äckern gehen die eigenen Lebensjahre dahin wie im Flug. Ruheständlern gelingt manchmal noch ein bedauernder Rückblick, wenigstens das: „Wenn ich es noch mal zu tun hätte, würde ich ...“. Aber wer leistet sich als Theologe, als Gemeindeleiter, als Vorsitzender, Präses oder Oberkirchenrat eine ausreichende Zwischenbilanz, so lange er noch im Dienst ist? Vielleicht gibt es sie ja

Aber hier meine ich tatsächlich: Wie man

bei einem Auto regelmäßig Öl, Wasser und Luft prüfen soll - vom Energiegehalt ganz abgesehen - so sei es auch wichtig, längst vor dem Ruhestand auf das eigene Leben zu achten, auf unser Leben aus Gott und vor den Menschen. Es ist doch wohl nicht wahr, dass es ausschließlich Augustin's Herz gewesen ist, welches „unruhig“ war, so lange es ohne Gottesnähe auskommen musste, das unsere ist es doch auch! Und dann und wann hören wir unser Herz ja auch sprechen, wenn es fragt - in den Wachstunden bei Nacht oder vor dem Erwachen: War das alles? Ist das die ganze Geschichte Gottes mit einem Menschenleben - wie ich sie derzeit lebe?

Nur zum vorsichtigen Fragen und Hinspüren - so möge man diese Zeilen lesen - wage ich hier ein paar Hinweise aus dem Neuen Testament (Lukas 24,13-35): Zwei namentlich unbekannte Männer aus dem Jüngerkreis gehen auf dem Weg nach Emmaus. -Sie sind voll vom Erlebten der letzten Tage - Karfreitag, die Gerüchte einer Auferweckung usw. Sie versuchen, das Ungeheure im Gespräch zu verarbeiten.

„... da nahte sich Jesus selbst und ging mit ihnen.“

Welch ein Satz. Man müsste ihn in Gold schreiben, hat Luther zeitweise gesagt. Was ist an diesem Satz? Nun: Ohne dass der Herr selber zu seinen Leuten kommt, wird es kaum gehen. Das gilt für alle Menschen - aber ich meine für uns Hauptamtliche besonders. Egal, auf welchem Wege Gott kommt: Ob durch ein beschämendes Gelingen unserer Arbeit oder durch ein berufliches Scheitern, ob durch ein mutiges Bruderwort oder durch eine familiäre

Krise, ganz egal - wenn er nur kommt! Und wenn er nicht kommt, dann weiß ich sofort auch nicht mehr weiter. „Er nahte sich ihnen“ höre ich im Übrigen auch so: Ich glaube, dass Funktionäre in geistlichen Ämtern auf jeden Fall Menschen brauchen, die sich in ihr Leben einmischen dürfen, die ihnen ein unabhängiges Feedbackgeben dürfen, sonst sind Fehlhaltungen vorprogrammiert. Den Jüngern damals nahte sich einer. So, dass sie ihn ertragen konnten, so, dass sie vor ihm drauflos sprechen konnten. Er hört nur und wartet - und dann steigt er auf das ein, was sie ihm hingehalten haben. Und so hat er es zu seinen Lebzeiten immer wieder getan. Bevor er an seinen Jüngern handelt, sollen sie ihm ihre Lage hinhalten und erzählen.

„ Und er fing an bei Mose und allen Propheten und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm gesagt war.“

Die Schriftbelege zu dieser Stelle lassen ahnen: Die Sache dauerte länger. Sein Reden und ihr Schweigen, meine ich. Was zumindest so viel bedeutet: Sie hielten in seiner Gegenwart über eine längere Zeit einfach mal den Mund. - Ich mache daraus: Ohne dass wir still werden, geht es ja auch nicht. Nicht wirklich. Ohne Stille, meine ich, ohne Hören auf Gott, ohne Zeit für ein Empfangen aus erster Hand geht es einfach nicht. Es ging für Jesus selber nicht, es ging für Paulus nicht, es ging weder für Benedikt noch für Luther und für viele andere auch nicht. Woher nehmen wir eigentlich heute die Kühnheit, zu meinen, es ginge bei uns ohne Stille vor Gott?

Wir brauchen eine Berührung mit den Inhalten des Glaubens „von innen her“, sagt Ignatius. „Es braucht im Glauben bei aller Vermittlung durch menschliche Personen und Strukturen eine letzte Unmittelbarkeit zu Gott, die alles Endliche radikal übersteigt und mich mit Gott selbst verbindet.“ (Karl Lehmann) Sonst trocknet man aus, sonst wird man flachwurzellig, sonst wird alles schal, sonst hält man sich an Zweitrangigkeiten auf und verliert die große Perspektive. Konkret: Wir brauchen Zeiten für und vor Gott, Einkehrtage, Beichte und Gespräche, wo wir uns anschauen lassen, uns einfinden vor Gott und uns begleiten lassen.

Wer es gut mit uns meint, mit uns Hauptamtlichen, der Sorge dafür, dass wir uns solche Zeiten nehmen und geben lassen. Regelmäßig, nicht als Möglichkeit, nicht als „weichen“ Termin, sondern - wie war das mit dem Auto? Vermutlich wird sich dazu auch in der (Berufs-)Begleitung von uns Hauptamtlichen etwas ändern müssen: Ich meine, man solle uns nicht nur fragen, wie wir das Gemeinde-Management optimieren, sondern man soll uns auch fragen - auch kirchenleitend durch Dekane und aus dem Oberkirchenrat: Wie lebst du deinen Glauben? Was nährt dein Leben? Wie geht es deinem Beten? Kannst du Gott lieben?

Ich bin mir sicher, dass diese Fragen in meiner evangelischen Kirche nicht inquisitorisch gestellt würden. Das ließe schon die in Jahrzehnten unter uns gewachsene theologische Bildung nicht zu. Umso mehr bedaure ich, dass diese Fragen in der Regel überhaupt nicht gestellt werden. Das empfinde ich als Vernachlässigung.

„Und sie kamen nahe an das Dorf, wo sie hingingen. Und er stellte sich, als wollte er weitergehen.“

Man darf ja fragen: Warum verstellte er sich? Eine mögliche Antwort ist: Bis zu dieser Weg-Station war alles gesagt, jetzt waren sie selber dran. Jetzt sollten sie sich zu ihm verhalten und aus dem Hören einen nächsten Schritt machen. Jetzt sind Folgerungen zu ziehen aus dem, was es - nein: Was er - unterwegs mit ihnen gemacht hat. Jetzt sollen sie Schlüsse ziehen aus den Signalen, die sie empfangen haben, welche auch immer. Und genau das taten diese Jünger jetzt:

„Und sie sprachen untereinander: Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?“

Es war ja so gut, dass sie einander dabei hatten! Und dass sie voreinander Gefühle ansprechen konnten: „Ist es dir auch so gegangen? Mir ist ganz anders geworden als er vorhin gesagt hat, dass...“ So verstehe ich die Worte: „Brannte nicht unser Herz in uns...“ Die beiden Männer helfen einander, sich einzulassen auf Regungen ihres Herzens. Es ist wichtig, solche Regungen und Stimmen des Herzens überhaupt zu registrieren - und es ist sehr wichtig, sie zuzulassen.

Auch anderes sollen wir zulassen: Zulassen, was die Stimme meines Körpers mir sagen will, das ist vernünftig. Zulassen, was meine Seele mir anzeigt. Ich soll, auch und gerade als Hauptamtlicher, der gewöhnt ist, vielfach das letzte Wort zu haben, zulassen, was mir meine Beziehungen signalisieren. Und ich soll, wahrhaftig nicht zuletzt, zulassen, woran die Stimme Gottes bei mir rührt. An diesem

Zulassen hängt die Entwicklung unserer ganzen Persönlichkeit. Denn nur wer diese Stimmen und Signale zulassen kann, kann das Loslassen üben, wenn es Zeit ist. Und nur wer loslassen kann, kann vertrauen, kann sich jemandem und auch Gott überlassen. Weil sie im eigenen Stillsein und im Gespräch zu zweit etwas zulassen konnten, sich einlassen konnten, kamen die beiden Jünger vor Emmaus einen Schritt weiter. Welchen Schritt?

„Und sie nötigten ihn und sprachen: Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.“

Nötigen an sich ist schlecht. Aber hier ist etwas stark Persönliches in Gang gekommen. Vielleicht nötigte Jesus sie selber durch seine warmherzige Art der Zuwendung. Jetzt ist auch bei ihnen eine innere Tür aufgegangen und sie sagen ihm, was für sie unentbehrlich ist: Sein Dableiben. Einfach sein Dableiben! Solch ein Vorgang ist für Hauptamtliche so selten wie kostbar. Aber ich meine, dass fast alle sich danach sehnen. Es ist etwas, wenn wir Hauptamtliche wieder auf das Geheimnis Jesu stoßen. Wenn aus Begriffen Ergriffenheit wird. Übrigens: Dann werden wir als Verkündiger meistens sofort interessant. Denn die Menschen unserer Tage sind hinter Gott her. Und sie suchen nach solchen, die diesen Gott selber kennen.

Anthony de Mello sagt von Hindus, die auf einen christlichen Missionar treffen: Sie werden dem Missionar zuhören, sie werden Interesse zeigen an den Helden der Kirchengeschichte, aber sie werden nicht beeindruckt sein. Sie werden sagen:

„Das ist schön. Und wie haben Sie selbst Gott erlebt? Sie kommen zu uns mit Theologie, mit Liturgie und mit der Bibel... Aber hinter all diesen Riten, Worten und Begriffen befindet sich doch eine Wirklichkeit, für die die Riten, Worte und Begriffe nur Symbole sind, eine Wirklichkeit, die mehr ist als die Begriffe? Stehen Sie in direkter Verbindung mit dieser Wirklichkeit? Können Sie mich mit ihr verbinden?“ („Von Gott berührt". Herder 1992, S. 22)

Sich der Glut aussetzen

Emil Brunner soll einmal den Protestantismus seiner Zeit so beschrieben haben: Dieser sei wie ein gefrorener Wasserfall. Man sehe noch die gewaltigen Formen: Katechismen, Kirchen, Bekenntnisse, Gesangbücher usw. - aber was einmal Bewegung war, sei heute zur Erstarrung gekommen.

Man versteht dieses Wort richtiger Weise nicht als eine Aussage gegen Formen, sondern gegen das Erfrieren. Erfrieren ist sterbende Wahrnehmungsfähigkeit, ist - etwa bei bestimmten Windverhältnissen - nahezu schmerzfreies Absterben des Gewebes. Dass sich solches nicht mitten in der Christenheit ereignet, zumal bei hauptamtlichen Christen, war das Anliegen bei der Gründung der Pfarrgebetsbruderschaft, der Berneuchner Bewegung, der Michaelsbruderschaft und anderer Gemeinschaften. Bonhoeffer war der Meinung: Hauptamtliche brauchten eine gepflegte geistliche Praxis, Übungen der Frömmigkeit - und er war deshalb dafür, die theologische Ausbildung in kirchlich-klösterliche Schulen einzubetten, (vgl. bei Andreas von Heyl, „Zwischen Burnout und geistlicher Erneue-

rung", Verlag Peter Lang). Man müsse als Hauptamtlicher lernen, sich der „ewigen Glut unablässig aussetzen, die einem aus dem Wort Gottes entgegen schlägt“, war auf der Barmer Synode 1934 zu hören. An diesen und anderen Vorschlägen haben seither viele weiter gestrickt. Julius Schniewind, Manfred Seitz, Helmut Thielicke u. v. a. Sie alle verbindet der Wunsch:

- dass wir Christen alle, aber besonders die Hauptamtlichen, nicht über Gott reden, ohne vorher von Gott zu empfangen. Es soll uns nicht reichen, unsere Aussagen irgendwoher zusammen zu lesen oder uns in mancherlei Schöngestigem oder rhetorischen Kunstgriffen zu erschöpfen. Wir sollen Sehnsucht behalten nach einem eigenen Zugang zu den „reichen Gütern seines Hauses“ (Psalm 36,9).

- dass wir uns etwas sagen lassen: Von Begleitern - auch von solchen, die uns zunächst fremd scheinen. Gott kommt nicht uniform. Und auf Signale sollen wir wieder achten lernen, Signale, deren Gott sich schon oft bedient hat - sei es unser Körper, unsere Beziehungen oder die Widerfahrnisse unseres Lebens.

- dass wir nicht so leben, als bräuchten wir zu Gebet und Stille eine spezielle genetische Sonderausstattung. Eva von Thiele-Winckler sagt: „Stille ist eine Macht. In der Stille redet Gott. Ohne Stille vor Gott werden wir ohne Offenbarungen bleiben. Wenn ich an den großen inneren Gewinn denke, der jedes Mal mein Teil war... dann in es mir unbegreiflich, dass ich nicht noch öfter in die Stille ging.“

- dass wir das Schauen wieder lernen. „Schauen“ ist mehr als „sehen“. Es meint

ein inneres und geistiges Wahrnehmen. Carlo Carretto sagt einmal, als er mitten in einer Großstadt die abendlichen Lichter eines Wolkenkratzers aufleuchten sieht: „Wie ist es nur möglich, dass die hässlichsten Dinge so lebendig und schön werden, wenn das Licht in sie einzieht.“ Das meint: Man muss die Dinge von innen her wahrnehmen. So wie man ein Haus von innen her planen muss. George Matheson, der blinde englische Sänger, hat vor hundert Jahren gebetet: „O Gott, dessen Liebe nicht auf von Menschen erbaute Gotteshäuser beschränkt ist, schließe mein Herz auf, dich zu erfassen. Lass mich dich doch überall erkennen. Hilf mir, dich zu sehen, wo die Menschen nur die Welt sehen, und dich zu hören, wo die Menschen nur die Stimmen der Massen hören... Lehre mich die Verehrungswürdigkeit aller Dinge erkennen, die wir gewöhnlich nennen; lass mich dich überall erkennen!“

„Und es geschah, als er mit ihnen zu Tisch saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen.“

Ich stehe fast jeden Tag in einer alten Kirche. Iroschottische Mönche haben vor 1.200 Jahren aus einer keltischen Kultstätte einen Platz für Christus gemacht. Eine Kapelle entstand, später eine Wehrkirche. Und nun kommen durch den Mittelgang dieser Kirche seit Jahrhunderten Menschen zum Altar und halten ihre Hand hin, um ein Stückchen Brot und einen Schluck Wein zu empfangen. Warum? Es ist ein Geheimnis darin. Sacramentum war zeitweise Synonym für mysterion.

Was darauf hinweist: Ein Geheimnis will angenommen, bewahrt und bewohnt werden. Dann erschließt sich etwas. In Lukas 24: „Und sie erkannten ihn.“ Was für mich heißt: Lasst uns „heilige Dinge“ wieder mit Offenheit und Sorgfalt tun:

- ein Gebet achtsam sprechen - auch in der Körperhaltung;
 - einen biblischen Text langsam und mit Liebe lesen, laut, wenn möglich;
 - das Schweigen schätzen und mehren;
 - sein Herz so oft wie möglich Gott hinhalten, ohne Hast, ohne zu sehen, nur wartend und hörend;
 - und diesem allem einen festen Platz im Tagesablauf geben: Zweimal täglich, mindestens.
- Wer das tut, reißt keine Bäume aus - aber es kann sein, er fängt langsam an, Berge zu versetzen...

Mit freundlicher Genehmigung aus AUFATMEN 4/2007, Bundes-Verlag, www.aufatmen.de



Zur Vertiefung

Fragen: Stimmt die Analyse des Autors aus Ihrer Sicht, wenn Sie auf die geistliche Landschaft blicken, die Ihnen zugänglich ist? Stimmt diese Analyse für Sie?

Stimmen Sie diesem Artikel nur überzeugt zu - oder haben Sie auch vor, selbst etwas zu ändern? Was konkret wollen Sie tun? Sich von Gott anschauen lassen, ihm Ihre Fragen hinhalten - wollen Sie das überhaupt? Wenn ja, warum tun Sie es nicht? Wenn nein: Wieso sehen Sie sich als Botschafter Gottes? Welcher konkrete Schritt könnte für Sie jetzt anliegen: Neuanfang von Stille-Mustern im Alltag? Einbau von Lebens-Verlangsamung (geistliches Tagebuch, Hören, Lesen, Stille, Natur, Reflektion)? Priorität für die erneute Suche nach persönlicher Begegnung mit Gott?

Gespräch: Suchen Sie einen vertrauten Freund auf oder fragen Sie sich vor der Ihnen vertrauten Gruppe von Menschen die vier vom Autor vorgegebenen Fragen: „Wie lebst du deinen Glauben? Was nährt dein Leben? Wie geht es deinem Beten? Kannst du Gott lieben?“ Reden Sie über die Antworten.

Aktion: Überlegen Sie konkret und jetzt, eine Aktion (Tätigkeit, Vorhaben, Verpflichtung Ihres Lebens...) zu lassen - und die entlastete Zeit bewusst und zeitgleich in die Begegnung mit Gott zu investieren.

Beten und hören: Halten Sie sich selbst Gott hin und lassen Sie sich anschauen. Schildern Sie Ihr Empfinden über Ihre Situation. Wagen Sie, offen und anhaltend zu hören.

Albrecht Becker



Pfarrerinnen und Pfarrer – von Gott geliebt, durch Jesus begnadigt, befreit zum Leben

Angehende römisch-katholische Priester verbringen vor ihrer Priesterweihe mehrere Tage mit Exerzitien in einem Kloster oder an anderer für das geistliche Leben geeigneter Stelle. Damit nimmt unsere Schwesterkirche ernst, dass es für die Lehre mehr braucht als ein ausgedehntes theologisches Studium, dass es für die Seelsorge nicht ausreicht, psychologische oder therapeutische Techniken zu beherrschen, dass rhetorische Fähigkeiten noch nicht den Prediger machen, dass Kenntnis der Zeremonien noch nicht zur Leitung eines Gottesdienstes befähigt und dass der Umgang mit Akten und Archiven, der Durchblick durch gruppenspezifische Gesetzmäßigkeiten allein noch nicht für die Leitung einer Gemeinde qualifiziert.

Sie nimmt es ernst, dass das Pfarramt ein „geistliches Amt“ ist. Darum legt sie Wert auf das geistliche Leben ihrer Priester. Nicht zufällig spricht der Volksmund auch bei evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern von „Geistlichen“. Darin kommt die Erwartung zum Ausdruck, dass das persönliche geistliche Leben der Pfarrerin und des Pfarrers keine Nebensache ist. Natürlich darf es dann beim einmaligen Einüben nicht bleiben.

Selbstverständlich muss eine Pfarrerin oder ein Pfarrer für den Dienst in Verkündigung, Lehre, Seelsorge und Gemeinde-

leitung das erforderliche Handwerkszeug erwerben. Es ist nötig zur Begleitung von Menschen, zur Leitung einer Kirchengemeinde, zum Führen einer oft großen Anzahl angestellter und ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und für die Organisation eines Pfarramts. Erfreulicherweise genießen unsere angehenden Pfarrerinnen und Pfarrer hierfür eine intensive Ausbildung. Sie geschieht sowohl während ihres Studiums als auch dann im Vikariat mit seinem Wechsel von theoretischer Einführung und praktischer Erprobung.

Andererseits erfahren wir aber in unserer Zeit immer wieder, dass das Miteinander von Pfarrerin oder Pfarrer und Gemeinde nicht gelingt, dass Gemeinde und Pfarrerin oder Pfarrer sich früher als vorgesehen trennen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer erschöpft und ausgebrannt sind, obwohl sie für die nötigen Freiräume sorgen. Dass das Miteinander und Ineinander von kirchlichem Dienst und persönlicher Lebensführung, wie es dem Pfarrdienst in besonderer Weise eignet, Störungen unterworfen ist oder nicht gelingt.

Hat jemals das Pfarramt den Pfarrer oder die Pfarrerin getragen, so liegt es in unserer Zeit oft als Last auf denen, die dieses Amt innehaben.

Manche leiden darunter, immer verfügbar sein zu sollen (Präsenz- und Residenzpflicht), immer geben zu sollen, immer mit Erwartungen in Dienst und Familie konfrontiert zu sein und oft mit Menschen in Krisensituationen zu tun zu haben. Und gerade die besten und sensibelsten können sich nicht vom Leid anderer distanzieren und darüber zur Tagesordnung übergehen, sondern sie leiden mit und nehmen sich „zu Herzen“, was die Menschen bewegt.

Aber wie soll eine Pfarrerin oder ein Pfarrer unter den Anforderungen des Pfarramts bestehen? Wie sollen sie als Mensch und als Christ nicht nur überleben, sondern fröhlich und überzeugend ihren Dienst tun?

Wer wie eine Pfarrerin oder ein Pfarrer viel ausgeben soll an Wegweisung, Trost und Zuwendung, muss auch einnehmen, will er oder sie nicht eines Tages geistlichen Konkurs anmelden. Wer in Glaube, Liebe und Hoffnung das Feuer weitergeben soll, muss auch Nachschub an Glauben, Liebe und Hoffnung bekommen, sonst erlischt das Feuer, sonst brennt er aus.

Aus eigener und fremder Erfahrung soll ich als Gesprächsbeitrag einige Hinweise geben, und ich tue dies durchaus im Bewusstsein dessen, selbst immer wieder hinter dem zurück geblieben zu sein und zurück zu bleiben, was im Folgenden zu schreiben sein wird.

Pfarrerinnen und Pfarrer sind nach lutherischem Verständnis Gemeindeglieder wie alle anderen auch. Sie sind wie alle anderen auch durch die Taufe zu Priestern be-

rufen. Ihre Ordination verleiht ihnen darüber hinaus keine besondere Würde, aber sie überträgt ihnen einen besonderen Auftrag. Was andere tun dürfen und sollen, nämlich ihren Herrn bezeugen in

ihrem Umfeld und am Bau der Gemeinde mitwirken, wird der Pfarrerin oder dem Pfarrer als verpflichtende Aufgabe in der Öffentlichkeit und für die Öffentlichkeit aufgetragen. Aber sie und er bleibt Gemeindeglied und lebt aus denselben Quellen wie alle, die in der Nachfolge Jesu Christi stehen.

Nach Johannes 15 geht es in unserem Leben darum, an Jesus selbst als dem Weinstock zu bleiben. Wie dies aussieht, schildert Apostelgeschichte 2, 42 so: „Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“ Die Formulierung des griechischen Urtextes spricht auf dreifache Weise und damit betont aus, dass es dabei um ein beständiges Dranbleiben geht. Und dieses Dranbleiben will und muss immer wieder erkämpft werden, ganz besonders auch im Pfarrdienst.

1. Auch wir Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen das persönliche **Hören auf die Bibel**. Dabei geht es beim Lesen der Heiligen Schrift zuerst um die Frage: Was sagt Gott *mir* mit diesem Wort? Wir stehen in der Gefahr, gleich zu fragen: Was sage ich weiter und wie sage ich es weiter? Ich entdecke, dass ich selbst leicht in die Versuchung gerate, das Wort zu verzwecken und sofort zu fragen: Wie kann ich dieses Wort weitergeben in der Predigt oder in anderen Zusammenhängen?

Wir stehen beim Hören einer Predigt in der Gefahr, wie eine Prüfungskommission gleich unter exegetischen und homiletischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Aber das Wort sucht zuerst Menschen, die hören, die fragen: Was sagt mein Herr mir? Die den Zuspruch, den uns Gottes Wort gibt, zuerst für sich selbst annehmen, und die den Auftrag, den ihnen dieses Wort gibt, als erste Adressaten hören. Wir brauchen die Zeiten und Orte, wo wir persönlich und zweckfrei lesen, hören und bedenken, was uns das Wort sagt. Wir brauchen das einsame Lesen und Hören und das gemeinsame Hören im Gottesdienst. Wir brauchen das Wort, das uns von außen gesagt wird, das Wort, das uns sagt, was wir uns selber nicht sagen können und was uns andere nicht sagen: Du bist von Gott um Jesu willen geliebt. Über deinen Wert entscheidet nicht, was du hast, kannst, bist und leistest, sondern dein Wert besteht in dem, was er auch für dich getan hat.

Anderen sprechen wir es zu, aber wir dürfen es zuerst für uns selbst hören. Wir stehen immer wieder in der Gefahr, unseren Wert aus der gesellschaftlichen Akzeptanz abzuleiten. Und je nachdem fühlen wir uns bestätigt, wenn Umfragen ergeben, dass der Pfarrberuf großes öffentliches Vertrauen genießt, oder wir resignieren, wenn wir erfahren, dass dieses öffentliche Vertrauen der Kirche in den letzten Jahrzehnten abhanden gekommen ist. Wir stehen in der Gefahr, uns von öffentlichen Stimmungen abhängig zu machen und uns darüber zu definieren. Nur in der Heiligen Schrift erfahren wir – auch wir Pfarrerinnen und Pfarrer, gerade wir –, worin unser unvergänglicher Wert besteht.



2. Entscheidend für die Gemeinde war von Anfang an die **Gemeinschaft**. Pfarrerinnen und Pfarrer stehen in der Gefahr der Vereinzelung. Ihre Aufgabe erfordert zu Recht auch ein Stück Einsamkeit. Was ihnen anvertraut wird, können sie nicht ohne weiteres mit anderen teilen.

Dennoch brauchen auch sie die Gemeinschaft, in der sie Hilfe, Anregung, Bestätigung und Korrektur erfahren, sie brauchen Menschen, die ihnen geistlich raten und mit ihnen darüber nachdenken, was dran ist.

Für mich selbst war während meiner gesamten Dienstzeit und ist noch darüber hinaus die Gemeinschaft des Pfarrerinnen- und Pfarrer-Gebetsbundes wichtig. Hier kommen wir regelmäßig zusammen zum Austausch über das, was uns bewegt, auch zum geselligen Miteinander bei Tisch, zum gemeinsamen Hören auf die Schrift, zum Gespräch darüber und zum gemeinsamen Gebet. Hier können wir im Kreis derer, die wie wir dem Seelsorgegeheimnis verpflichtet sind (zu unterscheiden vom Beichtgeheimnis, das unverbrüchlich gilt), Rat und Hilfe suchen, miteinander Wege bedenken und Rat und Hilfe erfahren. Hier findet man auch immer wieder den einen Bruder oder die eine Schwester, mit dem oder der man persönliche Fragen besprechen oder im Rahmen einer Beichte persönlich Absolution empfangen kann.

Es gibt auch andere Gemeinschaften, in denen Pfarrerinnen und Pfarrer ein Zuhause finden: Die evangelische Michaelsbruderschaft (für Männer) oder der Berneuchener Dienst (für beide Geschlechter), die sich stärker dem liturgischen

Dienst verpflichtet wissen, aber die ebenfalls damit ernst machen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer, wie jeder Christ, nicht in der Vereinzelung bleiben dürfen, wenn sie nicht Schiffbruch im Amt erleiden wollen. In der Michaelsbruderschaft hat jedes Mitglied seinen persönlichen „Helfer“, der ihn in seinem geistlichen Leben begleitet.

Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer sich in einem solchen Kreis treffen, ist das nicht ein elitärer Zirkel, der sich von den übrigen Geschwistern in der Gemeinde absetzt, sondern ein gegenseitiges Geben und Nehmen im geschützten Raum derer, die in demselben Auftrag stehen, aber manche Themen nicht mit anderen teilen dürfen oder können.

Daneben haben auch geistliche Gemeinschaften innerhalb der Gemeinde ihren Platz, wo die Pfarrerin oder der Pfarrer Schwester oder Bruder unter anderen Geschwistern ist und Fürbitte und Rat empfängt. Dort können naturgemäß keine Themen behandelt werden, die unter das Seelsorgegeheimnis fallen. Es ist jedoch gut zu wissen, dass viele mittragen, mitleiden und sich mit freuen.

3. Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen den Ort, an dem sie handgreiflich die Zuwendung Gottes – trotz alles Versagens und aller Schuld, die es auch im Pfarrdienst, oder gerade in diesem Dienst gibt – erfahren: „Für dich gegeben“, „für dich vergossen“. Sie brauchen den Ort, an dem sie konkret Absolution im Namen des dreieinigen Gottes und mit Berufung auf das Leiden und Sterben Jesu erfahren, das Wort, das von außen an uns herankommt, und **Leib und Blut unseres Herrn**

empfangen, die in, mit und unter Brot und Wein von außen auf uns zukommen.

Wir brauchen die Vergebung unserer allgemeinen, unserer konkreten und unserer speziellen Pfarrerssünden.

Und wo wir sie erfahren, können wir auch damit leben, dass wir vielen viel schuldig bleiben, können wir befreit die Botschaft weitersagen und weitergeben, als Menschen, die trotz aller Unzulänglichkeit im Persönlichen, im Familiären, im Amt und in der Begegnung mit Menschen gerecht gesprochen sind.

Da liegt unsere Rechtfertigung: Nicht in unserem rastlosen Dienst, nicht in unserer ununterbrochenen Arbeit Tag und Nacht, nicht in dem, was man an uns bewundert oder, wenn man es vermisst, kritisiert. Sie liegt nicht in unserer Volkstümmlichkeit, unserem Einsatz, unserer öffentlichen Anerkennung. Sondern darin liegt sie: Von Gott geliebt, durch Jesus begnadigt, befreit zum Leben.

Und weil man sich das nicht selbst sagen kann, ist es gut, nicht nur sich selbst das Abendmahl zu reichen (obwohl der lebendige Jesus Christus selbst der Gastgeber ist), sondern es auch zeichenhaft aus der Hand des Bruders, der Schwester zu nehmen.

4. Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen den Ort und die Zeit, in der sie mit ihrem Herrn sprechen: Das Gebet, die Audienz bei ihm, wo sie abgeben können, was sie selbst bewegt und belastet, wo sie abgeben können, was sie keinem Menschen aufhalsen dürfen, wo sie frei werden, weil sie es dem geben, der wirklich zuständig ist.

Sie brauchen das Gebet allein und mit anderen zusammen. Das Gebet in „Bitte und Fürbitte, Dank und Anbetung“. Nicht als Leistung, denn Gott braucht unser Gebet nicht, aber wir brauchen es, als Befreiung und Entlastung.

Das Gebet nimmt es ernst, dass nicht das Amt uns trägt (wie das angeblich früher der Fall gewesen sein soll), noch dass wir unser Amt tragen müssen, sondern dass Gott uns mitsamt unserem Amt trägt. Das Gebet übergibt ihm Gelingen und Versagen und darf damit rechnen, dass er sich für zuständig erklärt.

Wenn es gilt, was Jesus seinen zurückkehrenden Boten gesagt hat: „Freuet euch, dass eure Namen im Himmel (das heißt: bei Gott) geschrieben sind“, dann entlastet uns das vom Druck, dann macht es uns frei zum Leben für Gott und die Menschen, dann werden neue Kräfte frei, dann dürfen wir auch den Mut zur Lücke als „Gottes gesammelte Stückwerke“ (Theophil Askani) haben, und dann lässt sich mit Fragmenten unseres Lebens und Dienstes leben in der Gewissheit: Er wird aus unseren Bruchstücken ein Ganzes machen. Das lassen wir seine Sorge sein.



Rolf Sons



Die Begleitung von Theologiestudierenden

am Beispiel des Albrecht-Bengel-Hauses in Tübingen

Seit beinahe 40 Jahren begleitet das Tübinger Albrecht-Bengel-Haus Theologiestudierende auf ihrem Weg ins Pfarramt, ins Lehramt oder in die Mission. Ein Jahr nach der Vereinsgründung zogen 1970 die ersten Studenten in das Haus in der Gartenstraße in Tübingen ein. Seither dürften etwa 1000 „Bengel“ die Studienbegleitung des Hauses durchlaufen haben. Sie sind inzwischen als Pfarrer, Missionare, Lehrer und Professoren in aller Welt tätig.

Was nun ist das Ziel unserer Studienbegleitung, wie ist sie inhaltlich bestimmt und wie konkretisiert sich dieses Ziel in der alltäglichen Arbeit? Mit den folgenden sieben Punkten will ich den Weg und das Ziel unserer Studienbegleitung umreißen:

Vertrauen in die Bibel fördern

Seinem ursprünglichen Auftrag, Studierenden zum Vertrauen in die Heilige Schrift zu helfen und dieses Vertrauen zu fördern, ist das Bengelhaus treu geblieben. An dieser Stelle sehen wir nach wie vor unser Kerngeschäft. Ganz bewusst und manchmal auch unbequem legen wir hier den Schwerpunkt. In der geistigen und geistlichen Auseinandersetzung des Theologiestudiums wollen wir durch Seminare und Vorlesungen zu einem Grundvertrauen in die Schrift verhelfen. Dies erfordert Arbeit, geistige Anstrengung und die Bereitschaft, sich ganz auf die biblischen Texte einzulassen. Die Exegese biblischer Texte ist daher die Basis unserer Arbeit. Dies gilt umso mehr angesichts

einer Erfahrungstheologie, die uns gegenwärtig zu überschwemmen scheint. Wo Pfarrerinnen und Pfarrer nur von ihren Erfahrungen, Emotionen und Befindlichkeiten her leben und predigen, werden sie über kurz oder lang leer sein und nichts mehr zu sagen haben. Das Hören, Aufmerken, Lesen und wieder Lesen der Schrift aber verleiht der eigenen theologischen Existenz Tiefgang und geistliche Frische. Und übrigens: Das Lesen und Auslegen der Schrift wirkt auch persönlichkeitsbildend. Die Beschäftigung mit der Schrift prägt und formt Denken und Charakter. Lesen bildet nicht nur den Geist, sondern auch die Person. Wir sehen, wie Theologie, geistliches Leben und Werden und Wachsen der eigenen Persönlichkeit untrennbar miteinander verbunden sind.

Geistliches Leben einüben

Die Sehnsucht nach Spiritualität ist groß, insbesondere bei Jugendlichen. Diese äußert sich in der Gestaltung von Lobpreiszeiten, Gebetstreffen und einem

Hunger nach geistlichen Erfahrungen. Wir sollten dieses Feuer der Begeisterung, welche viele Jugendliche an den Tag legen, nicht zu löschen versuchen. Viel eher sollten wir ihnen vorleben und sie anleiten, wie ihr Glaube unter den Bedingungen des Alltags überlebensfähig und widerstandsfähig wird. Konkret bedeutet dies, dass wir mit ihnen eine regelmäßige Spiritualität einüben. Eine feste liturgische Form, schlicht im Ablauf, mit wenigen



Elementen ausgestattet und sparsam mit Bibelworten scheint mir an dieser Stelle ein verheißungsvoller Weg zu sein. Frömmigkeit bedarf der wiederholenden Übung. Im Bengelhaus versuchen wir diesen Weg zu gehen. – Zusätzlich haben wir im vergangenen Jahr einen Tag der Stille eingeführt. Stille will geübt und gestaltet sein. Dies geschieht, indem wir zu Schritten der inneren Sammlung anleiten, zur Schriftbetrachtung hinführen und lernen, unser Leben vor Gott zur Sprache zu bringen. – Für Theologiestudierende sind solche Zeiten des Hörens und Betrachtens der Schrift nicht einfach. Sind sie doch ständig einer Flut von Bibelworten ausgesetzt und stehen sie doch ständig in Gefahr, allein mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen zu hören. Dennoch sind solche intensive Zeiten der Stille wesentlich. Sie helfen selbst wesentlich zu werden und die eigene Gottesbeziehung zu pflegen.

Persönlichkeit prägen

Gott will, dass wir zu erwachsenen und reifen Menschen werden (vgl. Joh 15,1ff). Studierende befinden sich in einer Le-

benssituation, in der vieles noch am Werden ist. Die eigene Berufung und des persönlichen Weges bedarf der Klärung. Zu sich selbst zu stehen und sich mit seinen Gaben und Grenzen anzunehmen, muss jeder für sich selbst durchbuchstabieren. Sich selbst wahrzunehmen, den eigenen Charakter zu formen und angemessene Umgangsformen zu lernen, zählt zu den Grundaufgaben, denen sich jeder zukünftige Pfarrer stellen sollte. – Diese Notwendigkeit erkennend, haben wir vor einigen Jahren das so genannte PPT („Personal Pastoral Training“) im ABH eingeführt. In einer Kurswoche arbeiten wir mit den Studierenden an den Fragen der Persönlichkeitsbildung. Inhalt des Kurses sind Einheiten zum eigenen Pfarrerbild und zur Pfarrerrolle. Konfliktmanagement, Kommunikationsverhalten und das Kennenlernen eines psychologischen Modells zur Selbst- und Fremdwahrnehmung gehören dazu. Höhepunkt der Kurswoche stellt der festliche „Benimmabend“ dar. Unsere Hausmutter organisiert für alle Teilnehmenden ein mehrgängiges Menü. Während wir dinieren, hören wir verschiedene Beiträge zu Umgangsformen und

Tischsitten. Im Grunde geht es um eine Art „Knigge für zukünftige Pfarrerinnen und Pfarrer“. – Nicht zuletzt dieser Abend erfreut sich bei unseren Studierenden großer Beliebtheit. – Jedoch nicht nur innerhalb dieser Kurswoche ist das Thema der Persönlichkeitsbildung dran. Es stellt ein Dauerthema dar, welches unsere gesamte Arbeit mehr und durchzieht.

Praktische Erfahrungen ermöglichen

Das Bengelhaus ist sowohl Lebens- als auch Lerngemeinschaft. Gelernt wird jedoch nicht nur in Vorlesungen und Seminaren, sondern auch auf Gemeindebesuchen, im Gemeindepraktikum, im Homiletik-Kurs, um oder in verschiedenen Aktionen und Veranstaltungen unseres Hauses wie etwa beim „Turmtreff“. Jährlich vier Gemeindebesuche bereiten die Konventsgruppen vor und gestalten sie gemeinsam. Studierende übernehmen die Liturgie eines Gottesdienstes, halten eine Andacht oder erleben den Pfarrerberuf live während ihres Gemeindepraktikums. Der kritisch-konstruktiven Auswertung im Anschluss kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Hier erfahren die Studierenden nicht nur Lob, sondern müssen auch lernen, ihr eigenes Verhalten und Auftreten zu reflektieren. Solche Praxiserfahrungen sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Unsere Studenten verlassen den Elfenbeinturm der Theologie und tauchen für einen Tag und manchmal auch für ein ganzes Wochenende in eine Kirchengemeinde ein. Dort kommt es zu



Begegnungen, sie erproben das Gelernte und sie machen Erfahrungen mit Gott. Häufig kehren sie nach solchen Gemeindegemeinschaften als die Beschenkten und neu Motivierten an ihren Schreibtisch ins Bengelhaus zurück.

Den Horizont weiten

Ein Vorteil des Bengelhauses ist seine Internationalität. So sind zwar etwa zwei Drittel unserer Studierenden innerhalb der württembergischen Landeskirche beheimatet. Ein Teil kommt jedoch aus anderen Landeskirchen, Freikirchen und aus internationalen Kirchen. Als Beispiel für letztere möchte ich unsere Studierenden aus Weißrussland und Rumänien nennen. Als orthodoxe Christen leben sie im pietistischen Bengelhaus. Mit ihrem Blick auf die westliche Welt fordern sie uns heraus. Ihr regelmäßiges Fasten macht uns nachdenklich. Ihre Offenheit uns gegenüber und ihr Wissensdurst beschämen uns immer wieder. Studierende aus einem Umfeld, das materiell nicht so gesättigt ist, beleben nicht nur unsere Hausgemeinschaft. Sie weiten auch unseren Horizont.

Sie fordern uns heraus, voneinander zu lernen und die gemeinsame Mitte Jesus Christus festzuhalten. Ganz konkret gestaltet sich dies im Alltag, der zusammen bewältigt werden muss. Wir lernen aufeinander zu achten und uns zu respektieren, aufeinander zu hören und zu verstehen und vielfach auch einander in ganz praktischen Dingen zu helfen.

Seelsorgerliche Begleitung erfahren

Was in unserer Gesellschaft längst der Fall ist, nämlich dass die Beratungs- und Seelsorgebedürftigkeit zunimmt, trifft inzwischen auch auf die Arbeit im Albrecht-Bengel-Haus zu. Die Zahl der psychischen Nöte steigert sich. Dazu kommt, dass die gegenwärtige Studentengeneration gelernt hat, offener über ihre Probleme zu sprechen. War man etwa zu meiner Studienzeit sehr zurückhaltend, seelsorgerliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, so sind die heutigen Studenten an dieser Stelle sehr viel bereitwilliger. Auffallend ist auch, dass Studierende heute sehr viel mehr als vielleicht früher, den direkten Rat oder auch die Korrektur suchen. Ganz offen fordern sie ein, dass man sie anspricht oder sie gar ermahnt. Mein Eindruck ist, dass Studierende heute mehr denn je ältere, erfahrenere Gesprächspartner suchen und bereit sind, sich geistlich und seelsorgerlich begleiten zu lassen. In einer Zeit beinahe grenzenloser Mobilität

brauchen sie Menschen, die ihnen ein verlässliches Gegenüber sind, die sie ernst nehmen und sich bemühen, sie zu verstehen, die mit ihnen beten. Dabei kommt es weniger auf Patentlösungen seitens des Seelsorgers an als darauf, dass er mit den Studierenden einen Weg geht.

In der seelsorgerlichen Begleitung im Studium sehe ich den großen Vorteil, dass angehende Pfarrerinnen und Pfarrer frühzeitig lernen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dieses dürfte auch im Blick auf ihren weiteren beruflichen Weg von Bedeutung sein.

In der Gemeinschaft zu Hause sein

Jugendliche suchen Beziehung. Mehr denn je. Sie verlassen ihr Elternhaus und ihren Heimatort. Sie wechseln den Studienort. Sie erleben in der Gesellschaft, in der Familie oder an sich selbst, wie Beziehungen scheitern. Das tragende Gerüst einer geistlichen Gemeinschaft ist auf diesem Hintergrund von unschätzbarem Wert. Sie tragen nicht nur in Krisen. Sie können auch zu Lernorten von Glauben und Vergebung, Liebe und Dienst werden. Nicht selten entwickeln sich aus Gemeinschaften des Studiums lebenslange Freundschaften. Fragen wir unsere Bengel-Studenten nach ihrem Examen, was das wertvollste ihrer Bengelzeit war, so steht der Gemeinschaftsaspekt ziemlich weit oben.

Johann Albrecht Bengel (1687-1752) prägte als Klosterpräzeptor in Denkendorf Generationen von Schülern, die später als Pfarrer ihre Wirksamkeit entfalteten. Dieses Modell der Studien- und Lebensbegleitung ist heute so aktuell wie zu jener Zeit. Denn die kommende Generation verdient unser Bestes: unsere Liebe, unseren Einsatz und die Prägung durch unseren Herrn.

Alma Ulmer

Exerziten im Alltag



Exerziten – dieses Wort mutet uns eher befremdlich an, katholisch, klösterlich. Von dort her kommen sie auch. Exerziten sind nichts anderes als geistliche Übungen. Sie laden uns ein, Texte der Bibel intensiver zu betrachten und unser Leben mit ihnen in Kontakt zu bringen.

Exerziten haben zum Ziel, dass wir in unserer Liebe zu Gott wachsen und begreifen, aus welcher Wirklichkeit wir leben. Sie wollen in uns Raum schaffen, damit Christus in uns wachsen kann und sich unsere Liebe zu ihm vertieft. Exerziten entführen uns nicht in abgehobene, weltferne Räume. Sie bieten vielmehr Raum, unser Leben mit seinen Verletzungen und Begrenzungen, seinen Hindernissen und Mühen, vor dem lebendigen Gott zur Sprache zu bringen und diese Lebenswirklichkeiten in der Gegenwart Jesu zu betrachten.

Exerziten gehen zurück auf Ignatius von Loyola, den Gründer des Jesuitenordens

Die Erfahrungen der Betrachtung des Wortes Gottes mit allen Sinnen, dem „Schauen“ von Bibeltexten sind Teil seiner Biographie. Als der Zeitgenosse Martin Luthers im Jahr 1521 in der Schlacht von Pamplona schwer verletzt wird, ist der Traum seines Lebens ausgeträumt. Seine höfische Karriere ist zu Ende. Während des langen Krankenlagers beschäftigt er sich mit den Schriften von Ludolf, dem Karthäuser. Dieser empfiehlt, sich die Geschichten der Bibel sehr lebendig vorzustellen: "Begleite mit den Aposteln den

guten Hirten, der großartige Wunder vollbringt. Sei mit seiner Mutter und Johannes dem Sterbenden nahe, um mit ihm zu leiden und um ihn zu trauern. Suche den Auferstandenen mit Maria Magdalena, bis es dir gegeben ist, ihn zu finden."

Aus diesen geistlichen Erfahrungen heraus, entstehen seine Exerziten, die er in seinem Buch „Geistliche Übungen“ zusammenfasst. Darin ermutigt er, verschiedenste geistliche und lebenspraktische Fragen im Licht der Gegenwart des Auferstandenen zu betrachten.

Exerziten sind also Übungen. Ignatius geht davon aus, dass der Glaube der Einübung bedarf. Er braucht Zeiten und Räume, die Vertiefung und Wachstum ermöglichen. Exerziten sind kein linearer Prozess. Wie bei jeder anderen Übung gehört die Erfahrung von Gelingen und Scheitern dazu. Exerziten brauchen Zeit und Geduld, die innere Bereitschaft die ganz unterschiedlichen Erfahrungen auszuhalten. Es geht immer um die Gegenwart. Deshalb hat das augenblickliche Erleben seinen Platz in diesen Übungen. Sie bringen uns mit dem in Kontakt, was uns gerade umtreibt und beschäftigt. Ob wir gerade innerlich voller Unruhe sind oder in einer

ausgeglichene Phase leben, hat seine Auswirkung. Und diese Situationen gehören immer dazu. Die Gegenwart Jesu lädt uns ein, sie in seine Wirklichkeit hinein zu halten und von ihm eine Antwort zu erwarten. So sind sie auszuhalten. Exerzitien dienen der Einübung in das Menschsein vor Gott. Es geht darum, das eigene Leben so zu ordnen, dass man, versöhnt mit seiner bisherigen Lebensgeschichte, in der Gegenwart Gottes den nächsten, sinnvollen Schritt in die Zukunft tun lernt. Wer sich auf diesen Übungsweg einlässt, setzt sich der umwandelnden Kraft der Liebe Gottes aus. Leitend ist die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk. Die Vorlage für alle Übungen sind die Texte des Alten und Neuen Testaments, die in ihrer Dichte und Tiefe die verschiedensten Lebens- und Glaubenserfahrungen beschreiben. Sie werden betrachtet.

Das „innere Thema“ von Exerzitien

Die Gestaltung der Exerzitien geschieht in verschiedenen zeitlichen Abschnitten. Die sogenannten „großen Exerzitien“ orientieren sich an einem Vier-Wochen-Rhythmus. Jede Woche hat ihr eigenes Thema:

Unterscheidung der Geister –
Welche Kräfte bestimmen mich?

Unterscheidung der Bilder –
Was hat eine prägende Kraft in meinem Leben und Glauben?

Unterscheidung der Leiden –
Betrachtung von Passionstexten

Leben aus der Auferstehung –
Betrachtung von Auferstehungstexten

Diese vier Wochen sind keine kalendarische Festlegung, sondern spiegeln geistliche Prozesse wider. Sie können länger oder kürzer als eine Woche dauern. Wer sich auf Exerzitien einlässt braucht eine Begleiterin oder einen Begleiter, deren bzw. dessen Aufgabe es ist zu schauen, an welcher Stelle ein Mensch gerade steht und was ihm auf dem Weg seiner Christusbeziehung weiterbringen könnte. „Exerzitien müssen für jeden Menschen neu erfunden werden“ meint Prof. Dr. Dr. Paul Imhof, mit dem wir verschiedene Kurse im Evangelischen Jugendwerk in Württemberg durchführen. Deshalb werden die Themen der sog. „Wochen“ auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten bezeichnet. (Die genannte Schwerpunktsetzung orientiert sich an einer Vorlage von Paul Imhof.)

Exerzitien im Alltag

Nicht jede und jeder hat die Gelegenheit, sich eine Auszeit von vier Wochen zu nehmen. So sind aus den großen Exerzitien die „Exerzitien im Alltag“ entstanden. In den letzten Jahren sind viele Kurse für die Gestaltung im ganz normalen Alltag entstanden. Sie sind meist als ein Kurs von vier Wochen konzipiert, der je nach Thema verschiedene Texte und Impulse für die eigene Betrachtung auslegt und dazu anleitet, wie die jeweiligen Betrachtungszeiten gestaltet werden können. In der Regel bilden sich Gruppen, die sich zu einer Einführung treffen. Dann gestaltet jede und jeder seine eigenen Gebetszeiten für sich zuhause. Einmal wöchentlich trifft man sich in kleinen Gruppen, um miteinander über die Erfahrungen in der Stille zu sprechen, offene Fragen zu klären und wieder Impulse für die Fort-

setzung der Übungen zu bekommen. Es ist völlig normal, dass in diesen Zeiten auch Krisen entstehen. Man hat keine Lust mehr, es tut sich nicht nach eigener Einschätzung zu wenig oder gar nichts, man kommt mit den Übungen nicht zu recht. Das hat seinen Raum in diesen Begegnungstreffen. Nicht alles kann in einer solchen Gesprächsgruppe geklärt werden. Für manche Fragen ist auch ein Einzelgespräch mit dem Begleiter oder der Begleiterin hilfreich. Die Dauer der Exerzitien variiert von vier bis zwölf Wochen, je nach Kurs und Angebot.

Zeiten für Exerzitien

Exerzitien können zu verschiedenen Zeiten und an jedem Ort stattfinden. Die Advents- und Passionszeit eignet sich besonders dafür. Sie sind eine bewusste tägliche Unterbrechung des Alltags.

Gestaltung des Rahmens

Exerzitien brauchen einen gestalteten Rahmen. Dazu gehört die Wahl des Zeitpunktes. Viele stellen die Übung an den Anfang des Tages und halten am Abend noch einmal Rückschau auf die Erfahrungen. Weiter gehört dazu, für sich einen guten Ort zu finden, an dem die Ablenkung möglichst gering ist. Eine Kerze, eine Ikone, ein Gebetsschemel ... helfen zur Konzentration.

Ohne Leistungsdruck

Exerzitien sind Prozesse ohne Leistungsdruck. Es geht darum, mich in meiner heutigen Situation und Verfassung der

Nähe und Liebe Gottes auszusetzen. Jede Übung hat ihren eigenen inneren Weg. Sie lässt sich nicht wiederholen. Sie ist völlig anders. Hilfreich Fragen können dabei sein: Was hat Gott heute mit mir vor? Welche Wahrheit möchte er mir heute aufdecken? Wohin möchte er mich heute führen. Sein, nicht erreichen wollen, zweckfrei gegenwärtig sein, das möchten diese Übungen ermöglichen. Wenn meine Wirklichkeit von Unruhe geprägt ist, dann ist das meine gegenwärtige Wahrheit und das Thema meiner Übung. So werden wir fähig, unsere Wahrheit vor Gott auszuhalten.

Mich loszulassen, Herr, bin ich hier:

Aus meiner Verspannung, aus meiner Verstrickung,
aus meiner Verkrampftheit,
mit der ich mich selbst festhalten will,
und doch verliere.

Mich niederzulassen, Herr, bin ich hier:
In meine Mitte, in meine Tiefe, in meinen Grund.
Dorthin, wo ich an dich grenze,
wo mein Leben an dein Leben rührt.

Einszuwerden, Herr, bin ich hier:
Mit dem Boden, mit der Erde,
in der ich wurzeln kann und die mich trägt:
DU.

Neuzuwerden, Herr, bin ich hier:
Aus deiner Kraft, aus deiner Liebe,
aus deinem Geist, mit dem du mich durchflutest,
und Leben in Fülle schenkst.

Alois Albrecht

Die einzelnen Schritte

(nach Ignatius von Loyola,
Geistliche Übungen)

Ignatius von Loyola schreibt: „Nicht das Vielwissen sättigt und befriedigt die Seele, sondern das innerlich die Dinge verspüren und schmecken.“

Die Übungen beschäftigen sich mit Texten der Bibel. Es geht darum, dass wir wahrnehmen, schauen, begreifen, was ihnen hoffnungstiftend und lebensnah ist. Sie sind auf Begegnung hin ausgerichtet und möchten uns aufzeigen, wie unser Leben von Jesus Christus her interpretiert und gedeutet wird. Wenn wir sie lesen, dann hat das mit unserem Heil zu tun, mit einer Wirklichkeit, die hinter den Wahrnehmungen und Bewertungen unseres Lebens steht. Nicht unser Wissen erweitern, sondern tiefer in unser Heil hineinfinden, das möchten die Übungen ermöglichen.

Der erste Schritt: Vergegenwärtigung

Ich gönne mir Zeit. Zeit, um gegenwärtig zu sein, Dinge loszulassen und mich in der Gegenwart Gottes zu sehen, darin wieder zu finden. Er ist anwesend. Er will zu mir reden. Dazu ist es hilfreich, dem eigenen Atem nach zu spüren, bewusst einatmen und ausatmen. ER ist da. Gebete, die uns bei diesem ersten Schritt eine Hilfe sein können, sind das Vaterunser, das Magnifikat, das Ehre sei dem Vater – bewusst gesprochen, den Worten nachspürend. Die Vergegenwärtigung endet



mit dem Gebet um die „rechte Absicht“: Zeige mir, Herr, was dein Wille, dein Wort des Trostes, deine Wegweisung für mich ist.

(Anmerkung: In den meisten Kursen wird hier empfohlen, immer dasselbe Anfangsgebet zu nehmen. Dort finden sich auch verschiedene Möglichkeiten.)

Der zweite Schritt: Dem Text begegnen

In dieser Phase steht die Begegnung mit dem Text im Mittelpunkt. Man kann ihn mehrmals lesen, abschreiben oder auswendig lernen. So wird er vertrauter. An einzelnen Worten bleibe ich hängen, Bilder entstehen, er kommt mir näher. So will dieser Schritt Raum schaffen, den Text nicht nur oberflächlich wahrzunehmen, sondern ihn zu durchdringen, ihn sich anzueignen.

Der dritte Schritt: Den Text schauen

Ein Text beginnt zu leben, wenn er geschaut wird. Nach der Textbetrachtung versuche ich mir ein inneres Bild von dem zu machen, was da im Text beschrieben wird, schauen, was ich gesehen habe. Wo ist mein Platz in dieser Geschichte? Welche Bilder von Trost, von Hoffnung, von Orientierung nehme ich wahr? In welchen Personen finde ich mich und meine Situation wieder? Was tut Jesus? Wie handelt und redet Gott?

Dieser Schritt braucht Zeit. Manchmal schweifen die Gedanken ab, andere Bilder tauchen auf, Gefühle regen sich. Das gehört dazu und ist wichtig. Dadurch können die Verbindungen zwischen dem Text und meinem Leben deutlicher werden. Deshalb sollte man die abschweifenden Gedanken nicht gleich abwerten, sondern einmal genau hinsehen, ob sie nicht etwas mit der Botschaft des Textes zu tun haben. Betrachtung der Texte lebt davon, dass sein darf, was ist.

So kann durch das Schauen des Textes eine Verbindung zwischen meinem Leben und der alten Geschichte entstehen. Ihre Zusagen haben Gültigkeit bis heute, auch wenn sie aus einem völlig anderen Hintergrund kommen. Das Schauen des Textes führt hinein in die Meditation mit allen Sinnen: Was sehe, höre, rieche, schmecke, taste ich?

Der vierte Schritt: Gebet

Die Betrachtungen wollen in das Gebet der Wahrhaftigkeit vor Gott hinein führen. Auch hier gilt: es darf sein, was ist. Mein Leben mit seinen Hoffnungen und Sorgen, seinen Abgründen und seinen lichten Seiten darf vor dem ewigen Gott zur Sprache kommen. Im Betrachten der Texte kann mir deutlich werden, woran ich Mangel leide, was mir fehlt, was ich wünsche und erhoffe. Das alles hat Raum vor Gott. „Kommt her, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.“ Ignatius bittet darum, dass „ich IHN neu erkenne, mehr liebe und ihm treuer nachfolge“. Manchmal helfen bestimmte Rituale und Gebärden zur inneren Sammlung.

Der fünfte Schritt: Teilgeben und Teilnehmen

Die Erfahrungen der Betrachtung können nun auf verschiedene Weise weiterfließen. Wenn man diese Übung mit einer Gruppe macht, bietet sich der Austausch an. Wenn man alleine einen Text geschaut hat, ist das Aufschreiben von Gedanken hilfreich.

Den Tag abschließen Das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit

Wie bereits erwähnt, kann es hilfreich sein, sich am Ende des Tages an die Erfahrungen der Übung zu erinnern. Was ist von dem Text geblieben? Sind mir neue Gedanken gekommen? Hat er meinen Tag geprägt?

Ignatius empfiehlt für diesen Rückblick das „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“: ansehen, was Gott mir heute geschenkt hat, ihn um Vergebung zu bitten, benennen, was in mir wachsen will, Gott Raum geben, dass er in mir Gestalt gewinnt und meine Sehnsucht erfüllt. Ich sage ihm meine Wünsche und meine Sehnsucht für den kommenden Tag und lege ihn bewusst in seine Hände.

Das geschieht ohne Wertung und Beurteilung. Alles hat seinen Platz vor ihm.

Literaturempfehlung:

Anselm Grün, *Exerzitien für den Alltag, Vier-Türme-Verlag Münsterschwarzach*; - Willi Lambert, *Gebet der liebenden Aufmerksamkeit, Johannesverlag Leutesdorf*; - Andrea Schwarz, *Wie ein Gebet sei mein Leben – Exerzitien im Alltag, Herder-Verlag Basel – Freiburg – Wien*; - Silke Harms/Ulrike Doormann, *Stille suchen – Gott erleben – Geistliches Leben einüben, AUSAAT Verlag/Koinonia*

Johannes Kuhn

Die Bibel –



Meine Eltern waren Bäckersleute, sie hatten nicht viele Bücher. Zum Lesen blieb wenig Zeit, Aber sie hatten eine Bibel, und sie lasen darin. Regelmäßig. Sie taten das so selbstverständlich, dass in meinen Erinnerungen die Bibel immer so auf dem Tisch lag wie anderes auch, wie etwas Alltägliches. Und früh schon wurde uns Kindern vorgelesen, manchmal bekamen wir eine Bilderbibel in die Hand gedrückt, deren Figuren ihrem Aussehen nach etwas Zeitgemäßes hatten, so dass es mir gar nicht schwer fiel, viele Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament in meiner damaligen kindlichen

Welt anzusiedeln. Die meisten biblischen Geschichten wurden mir freilich in der Sonntagsschule vermittelt, nicht durch Pfarrer, sondern durch Menschen, die sich bereit fanden, ganz gleich aus welchem Beruf, biblische Erfahrungen anhand der Texte weiterzugeben. Sicher war das nicht immer exakt theologisch fundiert und dogmatisch abgesichert, aber weil sie selber davon betroffen waren, konnten sie auch überzeugend erzählen. Im Nachhinein ist mir an ihnen der Satz deutlich geworden: „Wo das Licht Gottes in die Welt kommt, da kommt es in Personen“ (Blumhardt).

eine Lebensmacht

Wenig später waren es die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine, mit denen mich meine Mutter jeden Morgen, wie mit einer Orientierung versehen, auf den Schulweg schickte. Damals hat etwas angefangen, was nie mehr aufgehört hat, bis auf diesen Tag: Diese kurzen, manchmal auch kernigen Worte gingen wie ein innerer Kompass mit mir in den Tag hinaus. Die Nähe des biblischen Wortes zur alltäglichen Erfahrung hat mich gerade von diesen Losungen her immer bewegt und mir oft bei Entscheidungen geholfen.

Es kam dann die Zeit, wo ich mich manchmal ein bisschen geniert habe zuzugeben, dass ich in der Bibel lese. Vielleicht war es deshalb, weil mich ein paar Freunde, die ich schätzte, in eine Ecke stellten mit Leuten, die von ihrer Natur her sanft und ein bisschen kleinmütig und wenig abenteuerlich waren. Mit denen wollte ich aber nicht verwechselt werden. Und so habe ich mich gefragt: „Was sind das eigentlich für Menschen in der Bibel? Sind das sanfte oder heldenhafte Typen?“ Beide fand ich nicht, vielmehr begegnete ich in der Bibel Menschen, die das Leben nach vielen Seiten hin auslebten, bis hin zu wirklichen Grenzüberschreitungen. Von keinen Helden, keinen Heiligen und keinen Sanftmutlegenden, sondern von Menschen ist die Rede, die in Schuld fallen, aber auch, die diese Schuld vor Gott ausbreiten und von neuem anfangen. Rückblickend ist mir etwas von dem deut-

lich geworden, was Max Frisch mit dem Satz meint: „Sie wird gebraucht, unsere Schuld, sie rechtfertigt viel im Leben anderer.“ Da war zum Beispiel die Josefsgeschichte, die von einem langen Leben erzählt, von vielen Auf- und Abwärtsbewegungen. Mir hat es damals imponiert, wie in einem einzigen kleinen Satz der Schlüssel zu der ganzen Geschichte liegt: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Das war mir für meine eigene Lebensgeschichte mit den Irrungen und Wirrungen, die gewesen waren und die noch kommen würden, so etwas wie eine Zielvorgabe. Der Krieg hat die Lebensnähe zum biblischen Wort gerade auch in den Kurzformen der Losungen noch verstärkt. Ich bin eigentlich nie mit dem Flugzeug losgeflogen, ohne in meiner Lederjacke das Losungsbuch dabei zu haben, nicht als ein Fetisch oder irgendetwas Ähnliches, als Maskottchen etwa, sondern als das Wort des Lebens mitten in einer Welt des Todes. Und es gab Situationen, in denen mich die Kameraden dazu aufgefordert haben, etwas aus der Bibel zu lesen. Und das war dann nicht nur etwas Unbedeutendes, sondern ein Wort, das tragfähig und gelassen machte, wie zum Beispiel Psalm 91: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“

Eingebettet in das ständige Bedrohtsein, aber mit diesen biblischen Worten versehen, tastete ich mich von Tag zu Tag durch die Zeit. Nicht zuletzt war es dies, was mich dazu brachte, Theologie zu studieren. Nun entwickelte sich ein völlig anderes Verhältnis zur Bibel. Plötzlich war sie ein Arbeitsbuch, das man mit wissenschaftlichen Erkenntnissen und entsprechenden Voraussetzungen anging, hinterfragte, kritisierte und auseinanderdividierte. Gegenüber manchem Text, der einem früher so selbstverständlich erschlossen war, schien es jetzt so etwas wie eine Scheibe zu geben, hinter der man zwar etwas sieht, aber man keinen Zugang mehr findet und nichts mehr zu einem spricht. Diese distanzierte Beziehung zur Bibel hatte auch ihre Zeit und musste sicher auch sein, nicht zuletzt um der Menschen willen, mit denen ich es dann später zu tun bekam und die der Bibel gegenüber alles andere als eine direkte und offene Beziehung hatten. Deren kritische Einstellung galt es auch selber zu durchproben und zu erfahren. Aber während ich immer mehr Fragen an die Bibel stellte und sie wie ein Buch behandelte, das Auskunft geben müsste, desto mehr entdeckte ich auch, dass die Bibel mir selbst Fragen stellt, zum Beispiel jene: „Wie hältst du es mit deinem Leben vor Gott?“ „Was sagst du zu bestimmten ethischen Fragen, zu gesellschaftlichen Problemen, zur Friedensfrage und bei der Auseinandersetzung mit denen, die dir das Leben schwer machen?“ Ich wollte schon wissen, welche Antworten die Bibel auf die Fragen der Zeit gibt. Damals, als ich bei Karl Barth in Basel studierte, ist mir etwas Wichtiges aufgegangen. Er sagte einmal: „Wir werden in der Bibel nur

gerade so viel finden wie wir suchen. Großes und Göttliches, wenn wir Großes und Göttliches suchen; Historisches, wenn wir Historisches suchen, überhaupt nichts, wenn wir da nichts suchen. Die Hungrigen werden an ihr satt und den Satten ist sie verleidet, bevor sie sie aufgeschlagen haben.“ So wurde mir wieder klarer und deutlicher, dass und wie in den Worten der Bibel Gott zu uns Menschen redet. Niemand hat mir das einleuchtender vermittelt als Martin Buber mit den Worten: „Meinen wir ein Buch? Wir meinen die Stimme. Meinen wir, dass man lesen lernen soll? Wir meinen, dass man hören lernen soll.“

Ich habe mir damals fast so etwas wie einen kleinen Katalog angelegt, um das Dialogische zwischen einem biblischen Text und meinem Lebensbezug deutlicher zu markieren: Welche Empfindung löst dieser Text in mir aus und welche Gedankenverbindungen zu heute? Was macht mir die Beziehung zu dieser Geschichte schwer? Bin ich zu sehr ein Stadtmensch, der zu den agrargesellschaftlichen Bedingungen von damals keinen Bezug hat? Was vermisste ich in diesem bestimmten Text, und was verstehe ich nicht? Was stört mich, was reizt mich zum Widerspruch? Was fällt mir auf, womit könnte ich das, was dasteht, vergleichen, welche eigenen Erfahrungen fallen mir ein beim Lesen? Wie war das damals, als die Leute diese biblischen Worte zum ersten Mal gehört haben? Wie haben sie reagiert? Was war der Anlass, diese Geschichte zu erzählen? Was wollte Jesus mit dem, was er sagte und wie er es sagte, bewirken? Mir ist dann bei meiner Gemeindearbeit in Bremerhaven und später in der Rundfunk- und Fernseharbeit in der Württembergi-

schen Landeskirche immer deutlicher geworden, dass die Menschen der Bibel und uns Menschen heute viel mehr verbindet, als was uns voneinander trennt. Es gibt so etwas wie eine Grundbefindlichkeit des Menschen, und noch immer ist er der, der Angst hat, der manchmal Sehnsucht hat, der nach dem Sinn des Lebens fragt, der wissen möchte: „Wer bin ich, wohin gehe ich und wo bleibe ich?“, der fragt: „Was kommt nach dem Tod?“, der sich um Orientierung für sein Leben bemüht. Alles in allem, wie eine Hörerin mir einmal schrieb: „Ich möchte gern wissen, ob das Evangelium Energien freisetzt zur Bewältigung des Lebens.“

Manchmal stelle ich mir diese Fragen, wenn ich einen biblischen Text lese. Ich frage stellvertretend für viele auf diese Weise. Und weil ich auch nicht jemand bin, der immer im Gleichmaß des Glaubens lebt, sondern jemand, der auch manches Mal geschüttelt wird, so weiß ich auch davon etwas, dass man nämlich von der Hand in den Mund leben kann. Dabei denke ich an einen Satz Jesu, den er mit seiner Menschenkenntnis und in der Geborgenheit, die er anbietet, gesprochen hat: „Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre.“ So habe ich die Bibel erfahren, nicht als ein Buch für Leute, bei denen alles stimmt, sondern bei denen vieles unter einer gewissen Belastung steht. Von Leuten, die belastet sind, redet dieses Buch zu Menschen, die heute ähnlich leben müssen. Und wo sich Gleichgültigkeit und Gewohnheit einstellen, da erfahre ich, dass das biblische Wort in seiner Vielfalt, aber auch in seiner Zuspitzung so wirkt, wie Kafka es vom Buch überhaupt gesagt hat: „Ein Buch ist wie eine Axt gegen das ge-

frorene Meer in uns.“ Die Bibel als Buch, das etwas aufweicht und durchlässig macht. Das reicht bis zu der Erfahrung, die uns - meiner Frau und mir - jener Schlüsselsatz während einer nunmehr 34 Jahre dauernden Ehe ermöglicht hat: „Lasst die Sonne nicht untergehen über eurem Zorn.“ Ein biblisches Wort, das sehr direkt in die Alltagswelt hineinreicht, wo es Konflikte, Streit, Schweigen und Distanzierung gibt. Dieses Wort ist wie ein Freund, der uns immer wieder an die Hand genommen und aufeinander zugeführt hat.

Dietrich Bonhoeffer hat einmal geschrieben: „Was wir brauchen ist Ermutigung zum Bibellesen. Du fragst, wie lebe ich in dieser wirklichen Welt ein christliches Leben? Und wo sind die letzten Autoritäten eines solchen Lebens? Ich will ja zunächst ganz einfach bekennen: Ich glaube, dass die Bibel allein die Antwort auf alle unsere Fragen ist und dass wir nur anhaltend und etwas demütig zu fragen brauchen, um die Antwort von ihr zu bekommen. Nur wenn wir es einmal wagen, uns so auf die Bibel einzulassen, als redete wirklich der Gott zu uns, der uns liebt und uns mit unseren Fragen nicht alleinlassen will, werden wir an der Bibel froh. Und so lese ich nun die Bibel. Ich frage mich an jeder Stelle: Was sagt Gott hier zu uns? Und ich bitte Gott, dass er uns zeigt, was er sagen will. Und ich will auch noch etwas ganz Persönliches sagen. Seit ich gelernt habe, die Bibel so zu lesen, und das ist noch gar nicht so lange her, wird sie mir täglich wunderbarer.“ - Mir auch!

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers entnommen aus dem Buch: Manchmal setzt der Himmel Zeichen, Die Bibel in meinem Leben, Johannes Kuhn (Hg.), Quell Verlag 1989



B U C H B E S P R E C H U N G

John Finney
Wie Gemeinde über sich hinauswächst
Neukirchen-Fluyn 2007

Seit einiger Zeit wird auch in Deutschland die „Emerging Church“ - Bewegung aufmerksamer wahrgenommen. Zahlreiche Bücher sind darüber auch deutschsprachig erschienen und weisen darauf hin, wie Kirche der Postmoderne aussieht oder aussehen kann.

Angelehnt an die Frage nach Kirche und Gottesdiensten in der Postmoderne fragt nun John Finney, ehemaliger Beauftragter der anglikanischen Kirche für die Dekade der Evangelisation, welche Wege Evangelisation in der Postmoderne beschreiten muss. Während der englischsprachige Titel „Emerging Evangelism“ Assoziationen zur Emerging Church Bewegung weckt, sind diese im deutschen Titel wohl kaum wiederzuerkennen. Finney analysiert ausgiebig (soziologisch und historisch) die englische Situation und schildert ungewöhnliche, weiterführende Überlegungen, die nicht nur für die anglikanische, sondern auch für deutsche Kirchen hilfreich sein können.

Vorworte von Martin Reppenhausen und Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit führen knapp auf die Zusammenhänge zwischen der Fragestellung Finneys und der deutschen Situation hin. „Finney macht Lust, am Aufbau einer missionarischen Kirche mitzuwirken. Denn die Kirche bedarf zur Evangelisation evangelisierender Gemeinden, die in großer Offenheit einladend auf Menschen wirken und so auf vielfältige Weise Menschen im Glauben zusammen-

führen.“ Da könnte man sich Reppenhausen gerne anschließen. Ausführlich setzt sich anschließend Finney mit traditionellen Verständnissen von Evangelisation auseinander und legt eine Engführung des Begriffs in der klassischen Veranstaltungsevangelisation offen. Zukunftsfähige Gemeinde ist für Finney selbstverständlich offene, dialogfähige, missionarische Gemeinde, aber gerade nicht im Sinne einer kommunikativen Einbahnstraße, sondern in dialogisch-kommunikativen Formen. Glaubenskurse sind für ihn solche evangelistische Formen. - Schließlich hat er selbst ja beim Entstehen einiger dieser Kurse mitgewirkt.

Drei charakterisierende Aspekte des Evangelisationsbegriffs arbeitet Finney heraus: Den inhaltlichen (kerygma), den aktiven (euangelizestai) und das Mysterion, das die Verkündigung begleitet und unverfügbar bleibt. Finney möchte das Gewicht verschoben sehen: Der Inhalt soll sich stärker am Gegenüber orientieren. Exemplarisch stehen sich für Finney hier die Predigt des Paulus in Antiochia und Athen gegenüber. Besonderen Wert legt er dabei auch auf die Aussagen, auf die Paulus in Athen offensichtlich verzichtet: „Er spricht nicht von der Inkarnation, noch von der Versöhnung, nicht vom Kommen des Heiligen Geistes.“ (Finney S. 114) Paulus geht nicht konfrontativ, sondern sucht so weit als möglich das Einverständnis mit den Zuhörern. - Die Erfahrung von Gemeinschaft, Heilwerden auf ganz verschiedenen Ebenen und das unverfügbare Angerührtwerden von Gott repräsentieren für Finney die Dimension des Mysterion. - In unserem Evangelisationsverständnis stark vernachlässigt.

Summarisch zeigt Finney Wege auf, wie es unseren Gemeinden und Kirchen wieder verstärkt gelingen kann, „Menschen in ihren tiefsten Schichten“ zu berühren. Er fordert daher den Abschied von bestimmten Formen von Evangelisation, die sich an bestimmte Formulierungen binden, und eine hohes Maß an Akzeptanz für postmoderne inhaltliche Fokussierungen, die er in einem hilfreichen Anhang ausführt. Das Mysterium erhält neuen Raum durch Rituale, charismatische Offenheit und spielerische Leichtigkeit.

Einen breiten Raum nehmen in seinem Buch neue Formen von Gemeinschaft ein, von denen viele von der monastischen Tradition inspiriert sind. Während wir diese als innergemeindliche Formen länger kennen (z.B. Gemeinschaftskreise), fordert Finney auch die Öffnung für übergemeindliche verbindliche Gemeinschaftsformen in der Kirche.

Insbesondere im Raum der württembergischen Kirche verfügen wir an dieser Stelle über Erfahrung, denn was sind die pietistischen Gemeinschaftsverbände anderes, als solche Gemeinschaften? - Während bislang die Zugehörigkeit zur Ortsgemeinde im Vordergrund stand, müsste zukünftig die Eigenständigkeit gegenüber der Ortsgemeinde zugleich mit der verbindlichen Zugehörigkeit zur Kirche sowie die Verbindlichkeit der Zugehörigkeit des Einzelnen zum Gemeinschaftsleben stärker herausgearbeitet werden.

Finney schließt mit Gedanken zu den Theologen und hauptamtlichen Mitarbeitern. Diese sind mit ihrem isolierten, analytisch-akademischen Wissen auch weiterhin für

die Kirche wichtig. Gleichgewichtig daneben steht das verknüpfte Wissen der „Laien“. In Hauskreisen und in Seminaren, für Predigten und im Unterricht ist ihr Wissen von mindestens ebenso großer Bedeutung wie das Wissen der Hauptamtlichen.

Im Laufe von rund 190 Seiten flicht Finney Beispiele aus der Antike ebenso geschickt ein wie Episoden aus der Entwicklung der charismatischen Bewegung oder Synoden der anglikanischen Kirche. So lebendig diese seine Darstellungen auch macht, kann man hier leicht den Überblick verlieren. - „Wie war gleich sein Aufriss? - Was wollte er darstellen?“ Hinzu kommen offensichtliche Übersetzungsprobleme. Manchmal ist man geneigt, eher an „Gemeinde“ zu denken, wenn „Kirche“ steht. Und richtig ärgerlich sind die zahlreichen orthographischen „Stolperer“, die zeigen, unter welchem Druck die deutsche Veröffentlichung offensichtlich entstanden ist.

Alles in allem eine überfällige Analyse der evangelistischen Situation, in der wir uns befinden und gute Anregungen zu Fragen wachsender Kirche auf allen Ebenen kirchlicher Arbeit. - Sollten seine Anregungen ankommen, wäre endlich der unselige Zwist zwischen missionarischem Engagement und Dialog überwunden, Glauben könnte wieder stärker als hilfreich und heilsam erfahren werden und weniger als dogmatische Richtigkeit und so manche Elemente starrer kirchlicher Strukturen könnten mit guten Argumenten über Bord geworfen werden. Schon deshalb ist diesem Buch große Resonanz zu wünschen.

Thomas Wingert

Constantin Magnis (Hg.):
**GENERATION Credo. Warum wir glauben.
Junge Menschen erzählen.**

*Mit einem Vorwort von Matthias Matussek,
Pattloch Verlag München 2007,
288 Seiten, broschiert 14.95 EUR,
ISBN – 978-3-629-02168-7.*

Wenn junge Journalisten über den christlichen Glauben schreiben noch dazu in einem Buch, das ein Vorwort vom Kulturchef des SPIEGEL enthält, könnte man eine hyperkritische Abrechnung zu Themen wie Homosexualität, Pädophilie und das Zölibat erwarten. Constantin Magnis, ein Journalist aus der Generation derer, die sich neuerdings zu ihrem Christsein bekennen, hat 25 junge Menschen beider Konfessionen nach ihren Beweggründen befragt. Die Beiträge der 18- bis 25-Jährigen sind intelligent, kritisch, engagiert und selbstbewusst. Freimütig berichten sie von ihrem Glauben und erzählen, wie ihr Leben durch den Glauben an Jesus Christus umgekrempelt wurde. Rockmusiker sind darunter, Studenten, Journalisten, Aussteiger und Einsteiger. Sie erzählen von Aufbrüchen und Umbrüchen, von Wegen und Umwegen, von Hoffnung und Sehnsucht. Eine kleine Kostprobe bieten die Überschriften:
Glauben ist wie Zähneputzen – das Normalste der Welt
Wie ich durch den Islam zum Glauben an Christus kam
Gott ruft Yippee-Yeah – eine Geschichte über meinen Freund Jesus und mich
Wie ich Fundamentalist wurde
Wenn Gott mit Krach das Leben umkrempelt

Am Ende seines Vorworts schreibt SPIEGEL-Kulturchef Matthias Matussek: „Ich hoffe, dass viele hineinhorchen in diese Lebensgeschichten und sich fesseln lassen vom Konzert dieser Stimmen und von dem Glück, das aus ihrem Credo klingt.“ (S. 15)

Wer anfängt, in diese Geschichten „hineinzuhorchen“, wird beglückt und fasziniert sein. Stilistisch gesehen sind die Geschichten ganz unterschiedlich. Doch jede ist auf ihre Art spannend zu lesen. Es ist faszinierend in die Gedankenwelt dieser jungen Menschen einzutauchen und teilzuhaben an ihrer Reflexion von Glaubensthemen und an ihren Erlebnissen mit Gott. Und in allen diesen Geschichten kann man immer wieder entdecken, wie Gott die Glaubens- und Lebensgeschichte jedes Menschen auf eine ganz besondere Weise schreibt. Wer einen Einblick gewinnen will, wie eine Generation von jungen Christen quer durch die Konfessionen glaubt, denkt und lebt, dem sei dieses Buch empfohlen.

Gottfried Heinzmann

Hinweis:

Die Internationale Konferenz Bekennender Gemeinschaften (Vorsitzender: Prof. Peter Beyerhaus) hat zusammen mit Mitgliedern des Islam-Instituts der Deutschen Evangelischen Allianz ein Informationsblatt „Zum Brief von 138 muslimischen Gelehrten an Papst Benedikt VI. und die ganze Christenheit“ herausgegeben, das auf 8 Seiten eine solide Erläuterung und Kritik dieses Briefes enthält. Das „Gemeinsame Wort“ erweise sich als Aufforderung an die Christen, Christus als Zentrum ihres Glaubens preiszugeben und sich auf eine islamisch verstandene Liebe zu Gott (Allah) und den Nächsten einzulassen.

Das Faltblatt kann auf Spendenbasis bestellt werden bei:

Institut Diakrisis, Schulstraße 1
72810 Gomaringen
Fax 07072 – 920344

Adressen der Autoren

Werner Schmückle,
Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart
E-Mail: Werner.schmueckle@arcor.de

Hanspeter Wolfsberger,
Noblingstr. 4, 79426 Buggingen-Betberg
E-Mail: betberg@web.de

Albrecht Becker
Schönbuchweg 1, 89537 Giengen/Brenz
E-Mail: becker-albrecht@t-online.de

Rolf Sons
Ludwig-Krapf-Str. 5, 72072 Tübingen
E-Mail: sons@bengelhaus.de

Alma Ulmer
Häberlinstr. 1-3, 70563 Stuttgart
E-Mail: Alma.Ulmer@ejwue.de

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstr. 12, 70567 Stuttgart
Vorsitzende: Pfarrerin Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de

Redaktion Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,
der Rundbriefe: Renate Klingler, Elke Maihöfer

Der Rundbrief erscheint viermal jährlich
Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen
Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen
Titelfoto: Webkunst Tille Beurer
Druck: St. Johannis Druckerei, Lahr